

Jürgen Dümchen

POTSDAMER
CAPRICCIO

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2016

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Alle in diesem Buch geschilderten Handlungen und Personen sind frei
erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen wären
zufällig und nicht beabsichtigt. Die Ära des Adelsgeschlechts der Quitzows
endete bereits im 15. Jahrhundert, reale Verbindungen existieren nicht.

ISBN 978-3-96008-444-0

Copyright (2016) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild: Potsdam – Germany © powell83

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

12,00 Euro (D)

Aus dem Ablehnungsschreiben eines Brandenburger Verlages:

Leider – oder Gott sei Dank! – haben wir in unserem der Unterhaltung positiv und stets optimistisch eingestellter Menschen dienenden Programm keinen Platz für Ihr von negativen Gedanken voll gesogenes Machwerk!

[...]

Die angekündigten literarischen Anspielungen konnte ich trotz meines Bachelors in Germanistik (University of Applied Science Elvershagen, Forschungsschwerpunkt: Der Einfluss des 'Genius' von Benjamin von Stuckerad-Barre auf das Gesamtwerk von Helene Hegemann) leider auch nicht entdecken!

[...]

Und was soll das mit diesem wandernden Reisetypen aus dem 18. Jahrhundert – der ist doch längst tot!

Das war doch alles vor unserer Zeit!

Skaten durch die Mark Brandenburg, nicht wandern – so etwas wollen unsere LeserInnen! Vielleicht gleich als MP3 zum Downloaden!

Mit freundlichem Gruß

Cindy Hundenberger, B. A.

Lecktorin zertifiziert nach DIN 9001

1. Kapitel

Pavlic wacht auf und frühstückt mit seinen Töchtern

Der Wecker klingelte – Pavlic schaltete ihn mit einer langsamen Bewegung seines Armes aus. Er war bereits wach gewesen, hatte in einem halbawachen Zustand die letzte halbe Stunde mit Gedanken an den kommenden Tag verbracht, hatte versucht, angenehme Gedanken zu denken, entspannte Vorstellungen zu entwickeln, was ihm aber nicht gelungen war: Außer den üblichen sexuellen Inhalten, für deren faktische Umsetzung er denn doch noch zu lustlos war, kreisten seine Gedanken um die Arbeit und die damit verbundene Leere und Langeweile. Das Klingeln des Weckers empfand er daher als Erlösung.

Er setzte sich auf den Rand des Bettes und konnte nun im Halbdunkel für einen Augenblick seinen Körper im Spiegel des Schlafzimmerschranks sehen. Pavlic glaubte, diesem Anblick durch das Aufstehen bereits entflohen zu sein, hatte dabei die Größe des Spiegels unterschätzt und sah sich nun stehend in all seiner Nacktheit: Ein Mann, Anfang fünfzig, recht groß, drahtig, die Brust nur wenig ins Weibliche spielend, das knautschige Gesicht nicht hässlich, aber deutlich gezeichnet von zu viel Alkohol am Abend zuvor sowie an vielen anderen Abenden.

„Mist!“

An dem kleinen Sofa angekommen, auf dem sein Kaftan lag, war er dem Spiegel glücklich entkommen. Er trug zu Hause seit Jahren nur noch diesen Kaftan. Die Kinder machten sich lustig über ihn, verdammten ihn aus dem Wohnzimmer, wenn sie ihre Freundinnen zu Besuch hatten: „Du bist einfach nur peinlich, Papa, einfach nur peinlich!“

Diese Peinlichkeit unterstellten ihm seine beiden Töchter, Lisa und Marie, elf und fünfzehn Jahre alt, auch bei vielen anderen Gelegenheiten: So erhielt er, aufgrund schrecklich peinlicher Vorerfahrungen an Elternsprechtagen für Gespräche mit den Lehrern der Kinder, von diesen stets sehr genaue Anweisungen, worüber er bei diesen Gelegenheiten sprechen durfte und vor allem worüber besser nicht.

Das funktionierte nicht wirklich. Und es war wohl nicht einmal zu ihrem Schaden: Die Lehrer schienen Mitleid mit diesen Kindern zu haben, die solch

einen seltsam-peinlichen Vater hatten, und entschuldigten manches, was sie bei anderen Kindern mit weniger peinlichen Vätern nicht entschuldigten.

Pavlic war in der Küche angekommen. Er setzte für sich und seine ältere Tochter Kaffee auf, kochte Kakao für seine jüngere Tochter, steckte Brot in den Toaster und stellte die Müslimischung bereit. Sie waren alle keine Frühstück-Fans.

Pavlic ging in das Kinderzimmer, um seine Töchter zu wecken. Das war immer etwas schwierig. Sie schafften es trotz seiner Ermahnungen abends genauso wenig zeitig ins Bett zu gehen wie er selbst.

Das Zimmer roch nach einer Unmenge von Parfümproben und dem Überbleibsel einer Räucherkerze vom Abend zuvor. Die Kinder schliefen in einem Etagenbett, Lisa unten, Marie oben. Lisa hatte sich völlig in ihre Decke eingewickelt und nur ihre Nasenspitze lugte noch hervor. Marie hatte sich ganz aufgedeckt, ihre Decke lag neben dem Bett. Wie Pavlic auch schlief sie nackt. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Er nahm die Decke vom Boden auf und deckte Marie damit zu.

„Guten Morgen, ihr Mäuse, wacht langsam auf.“ Dabei streichelte er ihnen über die Haare. Die Kinder ließen durch leises Grunzen erkennen, dass sie auf dem Weg waren, wach zu werden.

Pavlic ging zurück in die Küche, die direkt in das Wohnzimmer überging, goss sich einen Kaffee ein und setzte sich an den Küchentisch. Er tat dies mit dem Rücken zum Rest der Küche, da er sonst deren verwahrlosten Zustand hätte wahrnehmen müssen.

Für eine Putzfrau war seit Langem kein Geld mehr da und seine Töchter waren genauso schlampig wie er selbst. Wer welchen „Dienst“ zu machen hatte und mal wieder nicht gemacht hatte, war ein immer wiederkehrender Streitpunkt in der Familie. Jeder drückte sich, so gut er konnte.

Pavlics Wunsch war es, die Wohnung mit der internen Verwaltungsnummer 221b, was Pavlic, wenn er diese anlässlich eines Handwerkerereignisses angeben musste, stets schmunzeln ließ, in einem Zustand zu halten, der es einer wohlmeinenden, großzügigen, unangemeldet vorbeikommenden Sozialarbeiterin des Jugendamtes ermöglichte, die Heimunterbringung der Kinder – auch im Hinblick auf seinen respektablen Beruf als Kriminaloberinspektor – noch hinauszuschieben – so ähnlich hatte es Pavlic einmal gegenüber einem Kollegen formuliert.

An den Wänden der Wohnung hingen viele Bilder und es standen noch Bilder auf dem Boden, natürlich keine Originale, aber hochwertige, gerahmte Drucke: Hoppers „High Noon“, Freuds „Large Interior, Paddington“ und, gleich im Flur, Caravaggios „Amor als Sieger“.

„Andere verstecken ihre Kinderpornos“, hatte Marie beim Aufhängen des recht großen Bildes frech-vorlaut angemerkt, „bei uns hängen sie im Flur!“

Ein Bild hing seltsam nahe an einer Tür – Vermeers „Mädchen mit dem Perlenohrring“ –, ohne dass es einen angemessenen Raum um sich gehabt hätte – und tatsächlich machte diese Platzierung nur Sinn, wenn man das Bild über den Flur hinweg aus Pavlics Lieblingssessel anschaute – dann hing es perfekt!

Auf einem Stuhl, gleich neben seinen schmutzigen Socken, lag Pavlics Ukulele. Er hatte es in den letzten zwölf Monaten mehr oder weniger geschafft – seine Töchter betonten hier das ‚weniger‘ –, zwei Lieder auf diesem Marilyn Monroe affinen Instrument spielen zu lernen – „Norwegian Wood“, wobei er nur die Melodie zupfen konnte, und ein altes amerikanisches Volkslied, allerdings nur den Refrain, „You are my Sunshine, my only sunshine“, das er mit seiner angenehm dunklen, dabei aber nicht zu tiefen Stimme auch begleitete. Die Kinder zogen sich stets diskret zurück, wenn er nach seiner Ukulele griff, ihm machte es riesigen Spaß, einem Instrument Töne zu entlocken, und er war stolz, sich diese zwei Lieder beziehungsweise den Refrain selbst beigebracht zu haben.

Aus dem Bad waren jetzt Geräusche zu hören. Lisa stand meistens als Erste auf.

„Marie, werd wach!“

„Morgen, Papa.“ Lisa griff sich den Becher mit Milch und kauerte sich, die Beine angezogen, in eine Ecke des Sofas.

„Na, Kleines? Alles okay?“

„Ja, Papa.“

Lisa dachte an das Ergebnis einer mehr als mäßig ausgefallenen Mathearbeit, die ihr Vater noch unterschreiben, eigentlich aber erst einmal zur Kenntnis nehmen musste. Es war keine schwere Arbeit gewesen, Lisa hatte einfach nicht gelernt, war faul gewesen. Sie wusste, dass ihr Vater keinen übermäßigen Wert auf gute Schulnoten legte, die es in der Form von Zahlen in ihrer Schule – Maria sei Dank – auch gar nicht gab, aber sie wusste auch, dass Faulheit nicht gut bei ihm ankam. Sie entschloss sich, diesen unangenehmen Vorgang auf den

Abend oder noch später zu verschieben, und hoffte insgeheim, am nächsten Tag in Geografie für ein Referat über die Maya eine gute Zensur zu bekommen – das wäre dann vielleicht so eine Art Ausgleich, dachte sie bei sich.

Jetzt war auch Marie im Bad zu hören. Nach etwa fünf Minuten schlurfte sie in die Küche, griff sich den Becher mit Kaffee und hockte sich auf die andere Seite der Couch, ohne ihre Schwester eines Blickes zu würdigen.

Marie war in Gedanken bei ihrer Physikstunde. Ein französischer Austauschschüler hatte sich dort neben sie gesetzt. Er ähnelte unglaublich dem Schauspieler in einem uralten Film, den sie einmal zusammen mit ihrem Vater im Nachmittagsprogramm gesehen hatte. Ihr Vater hatte erzählt, wie begeistert er damals von der Hauptdarstellerin gewesen war, einer gewissen Sophie Marceau, aber Marie hatte nur Augen für diesen absolut süßen französischen Teenie-Schauspieler gehabt!

Pavlic füllte sich Kaffee nach und wechselte in seinen Sessel.

Nach etwa fünf Minuten des Schweigens war es Lisa, die als Erste etwas sagte:

„Papa, ich brauche fünf Euro. Fahrgeld. Wir fahren heute nach Berlin.“

„Ich brauche auch Geld. Neun Euro. Lea und ich gehen in einen Film über zwei Cowboys, die es miteinander treiben!“

Pavlic rechnete und überhörte Maries leicht anzüglich-flapsig klingende Inhaltsangabe des Films: „Das sind einmal zehn und einmal achtzehn Westmark beziehungsweise vierzig und zweiundsiebzig Ostmark einfach mal so nebenbei! Das war früher eine Menge Geld!“

„Dafür konnte man früher mindestens drei Kilo bestes Dinosauriersteak kaufen!“, sagte Lisa in Richtung Marie und beide kicherten los.

„Ihr seid einfach nur doof!“

Er gab ihnen das Geld – und packte noch etwas drauf. Es war Anfang September und somit immer noch Eiszeit. Dann ging er in sein Zimmer, um sich anzuziehen.

Lisa und Marie waren in der Auswahl ihrer Kleidung wenig anspruchsvoll – irgendeine Jeans und irgendein T-Shirt reichten ihnen vollkommen. Vielleicht war es Bescheidenheit, vielleicht ahnten sie auch, dass sie teure Kleidung einfach nicht nötig hatten.

„Okay, ich gehe jetzt los. Passt auf euch auf und habt einen schönen Tag!“

Pavlic gab jeder seiner Töchter einen Kuss auf die Wange und machte sich auf den kurzen Weg zu seiner Arbeitsstelle.

Als er die Haustür öffnete, kam die Frau mit dem Rauhaardackel vorbei. Beim Überqueren der Straße sah er den „Zuhälter“ – so nannte er den Mann wegen seiner Goldkettchen – in seinen BMW-Cruiser einsteigen. Dann öffnete eine alte Frau im ersten Stock ihr Fenster und legte sich ein Kissen zurecht, um bequemer die Straße beobachten zu können.

All das hatte Pavlic bereits im Vorhinein gewusst – es geschah jeden Tag, jedes Mal, wenn er morgens zur Arbeit ging, als wäre es ein Film, bei dem das Drehbuch genaue Anweisungen vorgesehen hatte: Für die Frau mit dem Dackel, für den „Zuhälter“ und für die alte Frau am Fenster. Und natürlich auch für ihn selbst. Er hasste das alles. Er verstand es als diskreten Hinweis auf die Unmöglichkeit, diesen Tag in Freiheit zu gestalten: Alles war bereits vorgegeben, alles würde so sein wie gestern und vorgestern.

Pavlic fragte sich, ob die anderen – die Frau mit dem Dackel, der „Zuhälter“ und die alte Frau am Fenster – es genauso empfanden, wenn sie ihn jeden Morgen hier sahen. Manchmal war er kurz davor, sie zu fragen – er tat es dann aber doch nicht, da er nicht wusste, wie er die Frage hätte formulieren sollen, ohne als völliger Schwachkopf dazustehen.

Er war jetzt am „Affengang“ angekommen, einem kleinen, kaum beachteten Eingang zum Park von Sanssouci. Dümmlische Angestellte der Schlösserstiftung mit sicher DDRig und wahrscheinlich importiertem Schäublischem Sozialisationshintergrund hatten hier ein Schild mit der Aufschrift „Beginn der Fahrradschiebestrecke“ angebracht und ließen dieses und andere Verbote von Menschen mit kahl geschorenen Schädeln überwachen, die dunkle Lederjacken trugen und bissig-bösartig aussehende Hunde an der Leine führten. Pavlic war hier am Wochenende mit seinem Fahrrad langgefahren und prompt von einem dieser Typen ermahnt worden. Dieser Security-Typ hatte sich allerdings geschickt getarnt: mit ihm natürlich gegebener schwarz-bräunlicher Hautfarbe und Rasterlocken.

Der Weg durch den Park war ein kleiner Umweg, auf der Straße gehend wäre Pavlic noch drei Minuten eher in seiner Dienststelle angekommen. Aber dieser Umweg lohnte sich. Nach wenigen Minuten lag Schloss Sanssouci mit seinen sanft ansteigenden mit Wein und Orangenbäumchen wunderschön bepflanzten Terrassen genau vor ihm.

Es war recht früh an diesem noch etwas nebligen Septembertag, die Welt war noch nicht völlig wach, schien noch zu träumen, bald würde die jetzt noch

gedämpfte Welt mit der Kraft des frühen Herbstes hervorbrechen – Pavlic liebte Mörike.

Mit dem Blick auf das Schloss bot sich ihm hier ein in der Welt wohl einzigartiges Bild der Harmonie – zumindest wenn ein Schloss im Spiel war: Alles war maßvoll, der Mensch wurde nicht durch riesige Türme erdrückt oder verlor sich in gewaltigen Sälen. Auf Pavlic machte das Schloss eher den Eindruck, als hätten hier mehrere Familien vor 250 Jahren ihre Bausparverträge zusammengetan und sich ihren Traum von einem repräsentativen Eigenheim verwirklicht.

Er bog rechts an den steinernen Löwenfrauen mit ihren großen Brüsten in Richtung Friedenskirche ab, die er nach wenigen Metern erreichte. Auch hier verstärkte die Septembersonne nochmals den Zauber dieses Ortes: Die große Steinfigur des zugegeben etwas verkitscht dargestellten Jesus als Zentrum eines kleinen Skulpturengartens trug das Ihrige dazu bei.

Dann fand sich Pavlic auch schon im morgendlich heftigen Straßenverkehr wieder, ging Richtung Luisenplatz und stieg dort in die Straßenbahn 94 – „Tram“ hieß das aufgezwungenerweise Neu-Westdeutsch –, die nach sechs Stationen fast direkt vor seinem Dienstgebäude hielt: Schiffbauergasse 11.

Das neu errichtete Gebäude der Polizeidirektion Potsdam wollte kühn und modern wirken, erinnerte aber dann doch mehr an einen Veranstaltungsort für einen „Kessel Buntes“ denn an seine entfernte Verwandte in Neviges und deren in ihrer Zeitform symbolisierten Ungeborgenheit – Brandenburg eben, Weltniveau geht anders, hatte ein feinsinniger Kollege mal bemerkt!

2. Kapitel

Das erste Haiku / Die Mitarbeiter des Archivs KW und der neue Chef stellen sich vor/ Pavlic hat eine Idee

„Guten Morgen, Herr Oberinspektor!“, begrüßte ihn der Pförtner, ein Mann von sechzig Jahren mit leicht schlitzigen Augen und ansonsten viel vernarbter Haut im Gesicht, japanischer Abstammung, adoptiert Jahre nach Hiroshima, als seine kommunistischen Eltern an den Spätfolgen deutsch-amerikanischer Zusammenarbeit gestorben waren, von den sich für gut haltenden anderen Deutschen.

*„Komm hierher,
Spielen wir zusammen,
Du mutterloses Spätzlein“;*

sagte Herr Onsano Plischke lächelnd.

Pavlic erwiderte dieses Lächeln, wenn auch etwas widerwillig.

Sein Büro lag im ersten Stock. Trotzdem nahm er stets den Fahrstuhl. Frühmorgens war ihm jede vermeidbare Anstrengung zuwider.

Er öffnete seine Bürotür mit einem einfachen Schlüssel, wie er in Millionen noch nicht sanierten Haushalten in Gebrauch war, las flüchtig das Schild mit der Aufschrift

„Archiv-Taskforce KW“

und betrat das Büro.

Pavlic war hier frühmorgens immer der Erste, alle anderen kamen etwa eine halbe Stunde später. Er vertrieb sich die Zeit mit dem Lesen der Morgenzeitung und einem weiteren Kaffee, dieses Mal aus einer kombinierten Kaffee- und Espressomaschine, einer AKA K 500, die sich wundersamerweise im Gegensatz zu ihrem Hersteller im Kapitalismus behauptet hatte.

Er las nicht aus einem wirklichen Interesse an Politik oder Kultur, sondern allein um sich abzulenken. Wenn er von der Unfähigkeit eines Regierungsmitgliedes las, regte er sich auf, begann auf die Regierung zu schimpfen – welche

auch immer, aber so viel Auswahl gab es ja nicht – und musste dann für zwei Minuten nicht an seine gescheiterte Ehe und an seine Einsamkeit denken.

Eine nicht nur zeitlich nachhaltigere Wirkung erbrachten Katastrophenmeldungen. Ab etwa 5.000 Toten begann Pavlic sich vorsichtig zu fragen, ob er sein persönliches Elend nicht doch überschätzte, ab 10.000 Toten war er sicher, dass genau dies der Fall war – die Überbetonung seines persönlichen Leidens. Und er begann sich für diesen Egoismus und seinen fehlenden Altruismus ein wenig zu schämen – aber nicht allzu sehr und nicht allzu lange. Ein oder auch zwei Stunden schaffte er es dann, die Jammerigkeit über seine mickrige Existenz – so drückte er es selbst aus – in den Hintergrund zu schieben und ahnte, dass 10.000 Tote bei einer Naturkatastrophe auf der offiziellen Skala menschlichen Leidens wohl doch weitaus höher anzusiedeln waren als das Verlassenwerden von der Ehefrau – aber 10.000 Tote mussten es schon sein, darunter tat er es nie.

„Guten Morgen, Herr Pavlic!“

Lützenberger betrat den Raum. Ein Mann so um die sechzig Jahre alt, mit einer vor langer Zeit schon aus der Mode gekommenen Hornbrille, einem stets grauen, gut geschnittenen Anzug und einer ledernen Aktentasche mit explizit proletarischem Appeal. Lützenberger nahm sich ebenfalls einen Kaffee, setzte sich an seinen Schreibtisch und nahm das „Neue Deutschland“ aus der Tasche.

„Morgen, die Herren!“

Auftritt Zubakis: Anfang vierzig, modisch gekleidet, diskreter Bauchansatz, ansonsten auffällig gut aussehend, ging mit wippenden, leicht überbetonten Schritten, als wäre er auf einem Laufsteg, auf seinen Schreibtisch zu, öffnete die oberste Schublade, nahm einen abenteuerlich designten, irgendwie an Frauenbrüste erinnernden Parfümflacon heraus und begann sich damit einzunebeln: „Ach, tut das gut! Das muss einfach sein!“

„Zubakis, wir sind hier nicht in einer ABC-Einheit! Hör auf damit!“, brüllte ihn Pavlic an, ohne dass jener bis auf einen leicht beleidigten Gesichtsausdruck – der im Übrigen sehr nahe an seiner üblichen Mimik lag – irgendeine sonstige Reaktion gezeigt hätte.

Julia Senlas kam herein, Anfang dreißig, leicht gewelltes, frei flatterndes langes Haar, schlank – mit dezent anorektischem Anklang. Sie begrüßte alle mit einem pauschalen „Hallo!“, wobei sie Pavlic für den Bruchteil einer Sekunde mit jenem Blick ansah, den er auch heute wieder als arg verstörend empfand.

Schluwa rollte herein. Er saß mit seiner kleinen, verhutzelten Gestalt in einem recht massiven Elektrorollstuhl, den er über einen Joystick bediente, und schaute schlecht gelaunt in die Gegend. Er wirkte wie ein Kind, das ein viel zu großes elektrisches Spielzeug zu Weihnachten bekommen hatte.

„Morgen!“ In seiner Stimme klang der Konsum etlicher Flaschen Whisky am Wochenende deutlich nach.

Bis auf ein kaum merkliches Nicken erwiderten die Kollegen seinen Gruß nicht. Er hatte auch nicht damit gerechnet.

„Los, Leute, die Frühbesprechung wartet!“ Pavlics Stimme verriet seine Lustlosigkeit. Als Motivator für diese Veranstaltung – vielleicht auch sonst – war er wenig geeignet.

Der als Letzter gekommene Schluwa rollte nun als Erster aus dem Büro. Wäre es kein Elektrorollstuhl gewesen, sondern ein Auto, hätte er wahrscheinlich eine Strafe wegen rowdyhaften Fahrens riskiert: Ohne Rücksicht auf Kollegen, die im Gegensatz zu ihm noch zwei funktionierende Beine besaßen und vielleicht auch sonst von Mutter Natur nicht derart sparsam und zudem allgemein ohne allzu viel Sinn für den Goldenen Schnitt bedacht worden waren, raste er durch die Flure des Präsidiums.

Wie gut er sein Gefährt beherrschte, bewies er bei einem Ausweichmanöver gegenüber dem Hund der Kollegin Guhl, die bis zu ihrer Versetzung in die Mordkommission vor Kurzem noch im Drogendezernat gearbeitet hatte: Der Hund, im Übrigen ein Mops, war im Begriff, den Flur in Richtung Sittendezernat zu überqueren, wo morgens immer ein Leckerli auf ihn wartete, das Rotlicht-Menschen, die den Hund von ihren Aufenthalten auf dem Revier kannten, den Kripobeamteten bei deren Razzien regelmäßig für den Hund mitgaben, als auf der halben Strecke für ihn, den Mops, überraschend der Kollege mit seinem Elektrogestühl auftauchte.

Statt nun einfach beiseitezuspringen, was selbst einem solch durch jahrzehntelange Inzucht degenerierten und unter Adipositas permagna leidenden, loriotischen Mops möglich gewesen wäre, blieb er wie angewurzelt stehen: Ein vor Schreck erstarrter Mops auf der einen und ein sich rasant nähernder Krüppel in einem Elektrorollstuhl auf der anderen Seite des Flures. Bruchteile von Sekunden war den erschrockenen Kollegen nicht klar, ob Schluwa hier nicht einfach seinem überall gut bekanntem Hass auf Hunde nun endlich einmal Taten folgen lassen wollte – oder ob man ihn denn in seinem fahrerischen

Können doch eher überschätzt hatte –, als Schluwa mit einer feinen Bewegung zwei seiner Finger am Joystick dem Mops nicht nur lässig auswich, sondern sehr elegant auch gleich an ihm in Richtung Konferenzraum vorbeifuhr. Die Kollegen staunten, der Mops, als hätte er mit all dem eigentlich gar nichts zu tun gehabt, trollte sich zu seinen Leckerlis in den Räumen der Sitte.

Schluwa reduzierte seine Geschwindigkeit nur wenig, als er in den Konferenzraum rollte. Mit einem plötzlichen Bremsmanöver beendete er seine Fahrt direkt vor dem aufgestellten Katheder.

Der Raum füllte sich schnell. Alle waren neugierig auf die erste Sitzung mit dem neuen Chef. Der alte Chef war eine Woche zuvor in einer Feierstunde offiziell verabschiedet worden. Man war unsicher, ob man über dessen Weggang nun traurig sein sollte oder nicht – was man hatte, wusste man zumindest, was man bekommen würde, war noch offen. Mulknitz war fünfzehn Jahre Leiter der Kripo gewesen. Übermäßig viel Energie hatte er nie in seine Arbeit gesteckt. In den letzten Jahren war es noch weniger geworden. Krankheiten mit langen Fehlzeiten waren hinzugekommen. Und so war es dann vorgekommen, dass neue Mitarbeiter, die ihn noch nie gesehen hatten, nach einer einjährigen Krankheitszeit misstrauisch fragten, wer das denn sei, der da in das Büro des Chefs spazierte.

Mulknitz war Brandenburger, genauer gesagt Spreewälder, und das durch und durch: schwerfällig nicht allein in seinen Bewegungen, sondern auch in seinem Denken. Verstärkt wurde dies noch durch seine schwere körperliche Erkrankung – Rheuma – und durch eine psychische Erkrankung – hier munkelte man etwas von einer schweren Depression. Kaum jemand hatte Mulknitz je lachen sehen. Nur einige der älteren Kollegen behaupteten, dies sei in früheren Zeiten gar nicht so selten gewesen. Da wäre auch sein sprichwörtlicher Geiz nicht derart ausgeprägt gewesen und er hätte nach Dienstschluss in der Kneipe lachend so manche Runde Bier bestellt und auch für alle bezahlt. Mulknitz würde es nicht mehr lange machen, munkelte man – schade um die Pension, sagten die Kollegen.

Und da betrat auch schon der neue Chef schneidig den Raum: Kappenberg, dreiundvierzig Jahre alt, zuvor stellvertretender Leiter der Kripo in Leipzig, seit 1992 im Lande. Aufgefallen weniger durch die Aufklärung von Verbrechen als durch die Veröffentlichung verschiedenster Artikel in den Fachzeitschriften der Polizei im In- wie auch im Ausland, sogar in den USA: Zum Beispiel

„Kriminalprävention im Vergleich zwischen Deutschland und Japan“ oder auch „Die Entführung der ‚Landshut‘ unter dem Aspekt der strafrechtlichen Aufarbeitung“. Kappenberg war unverheiratet. Es gab keine Gerüchte über ihn, keinen Klatsch oder Tratsch – nichts.

Und nun stand er da: Schlank, fast hager, im gut sitzenden grauen Anzug sprach er mit sonorem Bass die hier übliche Begrüßungsformel: „Kolleginnen, Kollegen, ich begrüße Sie zur Morgenbesprechung der Kriminaldienststelle Potsdam!“

Er machte eine Pause, schaute in die Runde, als wollte er sich bei jedem Einzelnen von dessen Aufmerksamkeit vergewissern, und fuhr dann fort: „Ich bin sehr froh, hier in Potsdam sein zu dürfen. Es ist eine wunderschöne Stadt mit einem fast mediterranen Flair. Potsdam hat etwas Heiteres, Leichtes. Etwas getrübt wird dieses Bild leider durch die aktuelle Verbrechensstatistik: Die Zahl der schweren Straftaten ist deutlich gestiegen, wobei die Aufklärungsquote ebenso deutlich gesunken ist. Dies schadet dem Image Potsdams – und das wollen wir doch alle nicht ...“

Er schaute jetzt wieder in die Runde und sah erwachsene Männer und Frauen, die sich wie Kinder in der Schule hinter ihrem Nachbarn zu verstecken versuchten oder beschämt zu Boden blickten. Pavlic hielt Kappenberg's Blick nicht nur stand, sondern grinste auch noch spöttisch.

„Damit sich Potsdams Bild wieder in aller Heiterkeit zeigen kann, müssen wir nicht nur gute, sondern bessere Arbeit leisten. Jeder Einzelne von uns! Und wer die Heiterkeit und das mediterrane Flair Potsdams nicht zu schätzen weiß, sollte sich einen anderen Tätigkeitsort suchen. Im Zweifelsfall bin ich dabei gerne behilflich! Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen, ich freue mich auf die Zusammenarbeit – fangen wir am besten gleich damit an!“

Der Applaus war zurückhaltend.

„Ich lass mir nicht drohen!“, brummelte Schluwa.

„Der macht mir Angst!“, sagte Senlas.

„Heiteres, fast mediterranes Flair! Blödsinn! Ein Idiot!“, flüsterte Zubakis Lützenberger zu.

„Da wäre ich vorsichtig. Erinnern Sie sich an die Entführung des deutschen Arztes in Afghanistan voriges Jahr?“

„Klar, eine dolle Sache! Drei Monate entführt durch eine ortsansässige Räuberbande mit vorgetäushtem politischem Anspruch und dann eine Freilas-

sung nach Zahlung eines Lösegeldes in unbekannter Höhe, als niemand mehr einen Pfennig dafür gegeben hätte, dass er noch am Leben sei!“

„So ist es, verehrter Herr Kollege. Und weiß der Kollege vielleicht, wer damals die Verhandlungen geführt hat?“

„Das ist jetzt nicht wahr, oder?“

„Doch: Es war Kappenberg. Er spricht fließend Farsi, beherrscht mehrere arabische Dialekte, auch einige afrikanische und etwas Japanisch!“

„Woher wissen Sie das, Lützenberger?“

„Weiß ich eben!“

„Mal wieder eine Bergtour gemacht?“

„Möglich!“

„Und sich dabei angeseilt?“

„Das muss man doch tun, oder?“

„Klar, ohne eine eingespielte Seilschaft ist man im Gebirge sonst verloren!“

Jetzt grinsten beide.

„Los, Leute, zurück ins Büro. Habt ihr vergessen, dass heute Montag ist?!“, sagte Pavlic mit mäßig lauter Stimme.

Auch Schluwa hatte das gehört, wendete seinen Elektrorollstuhl und fuhr ebenso rasant, wie er gekommen war, zurück ins Büro, griff in den Posteingang – und war heute der Gewinner! Pavlic blieb nur die Liste mit den Fortbildungsankündigungen.

Montags war „SPIEGEL-Tag“. Das vom Amt in einem Anfall liberaler Gesinnung abonnierte Magazin lag pünktlich jeden Montagmorgen im Posteingang und es war ein Wettbewerb unter den Kollegen, wer es als Erster zu fassen bekam und sich damit den Vormittag etwas weniger langweilig gestalten konnte. Auch Pavlic nahm an diesem Spiel teil.

„Nach dem Lesen des SPIEGEL fühle ich mich sofort besser. Ich bin nicht der einzige Idiot und Versager auf dieser Welt. Im Gegenteil, ich gehöre zu denen in den unteren Rängen, mein Versagen ist völlig unwichtig, winzig, es interessiert niemanden. Es wird oft nicht einmal gesehen!“, hatte er einmal bemerkt.

Ebenfalls montags, korrekt jeden ersten Montag im Monat, lag die „Potsdam-Havelländische Behindertenzeitung“ im Posteingang. Gedruckt auf billigem Papier, manchmal nur zehn Seiten umfassend. Schluwa hatte das Abonnement bei der Behindertenvertretung des Präsidiums durchgedrückt. Niemand verstand warum. Es war eines jener Blätter, deren moralisch-ethischer An-

spruch – ähnlich dem von schrecklich nervenden Menschen im Berliner ÖPN verkauften Obdachlosenzeitungen – in umgekehrtem Verhältnis zur Qualität ihrer Artikel stand. Nur hatte niemand je Schluwa diese Zeitung lesen sehen. Er nahm sie stets mit nach Hause.

„Schluwa, was machen Sie mit diesem Käseblatt?“

„Ich verbrenne es und wärme mich daran!“

Und es stimmte tatsächlich: Schluwa verbrannte diese Zeitung. Nicht in einem Stück, sondern in kleine Teile zerrissen: Er drehte sich damit seine Riesen-joints, für die er in manchen Kreisen sehr bewundert wurde. Das Papier wurde aufgrund eines noch in der DDR geschlossenen Vertrages mit fast ewiger Laufzeit von einem sibirischen Hersteller aus der Stadt Ufa stets pünktlich in eine Druckerei in Neu-Fahrland geliefert. In dem sibirischen Ort nutzte der Papierhersteller das Wasser des Flusses, der Namensgeber des Ortes war – ebenso tat es die örtliche Chemiefabrik. Die Zufälle der Evolution hatten über die Entwicklung der Kaulquappe zu Albert Einstein und Marilyn Monroe geführt – in Ufa hatte der Zufall zur Herstellung eines Papiers geführt, das die Wirkung von Cannabis nicht nur immens steigerte, sondern auch noch einen euphorisierenden Faktor hinzufügte, der selbst gutem afghanischem Zeugs nicht immer gegeben war.

Die Woche verlief ruhig. Einzig die Frage eines neuen Praktikanten nach der Morgenbesprechung an seinen Anleiter mit Blick auf Schluwa und Kollegen ist vielleicht noch erwähnenswert: „Was sind das für Leute? Die sind alt und einer ist ein Krüppel! Die passen doch nicht in ein modernes Präsidium!“

„Das sind die Leute vom Archiv – KW!“

„Was ist denn das?“

„Sie kümmern sich um das Archiv.“

„Okay, aber wofür steht KW?“

„Kann wegfallen – ein üblicher verwaltungsinterner Vermerk für Stellen, die nach dem Ausscheiden des jeweiligen Mitarbeiters nicht mehr besetzt werden. Die jetzigen Mitarbeiter sind erst kurz zusammen, sind alle irgendwie auffällig gewesen, haben alle Dreck am Stecken und sind auch noch mehr oder minder auffällige Krüppel! Keiner wollte sie in seiner Arbeitsgruppe haben. Niemand hat hier ein Interesse an den alten Geschichten. Ein Archiv ist völlig unnötig! Was vorbei ist, ist vorbei!“

Die nächste Woche begann wie die Woche zuvor. Pavlic wurde weiterhin jeden Morgen von Herrn Onsano Plischke lächelnd mit einem Haiku begrüßt und fragte sich jeden Morgen erneut, ob es so etwas wie Ironie auch in Japan gab, zweifelte aber sehr daran.

*„Alter Teich.
Fröschelein hüpfst hinein –
Wasser tönt in Rube.“*

Das war am Montag. Und Pavlic lächelte Herrn Onsano Plischke wieder zu. Vormittags wurde Pavlic dann von einem Kollegen aus einem anderen Dezer-nat in der Lektüre einer Zeitung mit dem Namen JAZZTHETIK gestört. Es war nicht das erste Mal. Jakob Lustiger, zuständig unter anderem für Delikte an Tieren, seines Zeichens sehr sensibel, umfassend fortgebildet in Umwelt-kriminalität, förderndes Mitglied bei Greenpeace und Amnesty International, aktiv in der Aktionsgemeinschaft zur Rettung der Zauneidechse, Motto „Ver-grämung statt Vertreibung!“, verheiratet, zwei Kinder, nervte Pavlic seit Längere-m, ihm doch bei der Aufklärung mehrerer Tötungen und Verletzungen von Pferden im weiteren Umkreis von Potsdam zu helfen. Auch weil es ähnliche Vorfälle bereits zu Zeiten des noch jungen Herrn Oberleutnants gegeben habe. Es seien doch wirklich verabscheuungswürdige Taten und er, Pavlic, habe mit solchen beziehungsweise ähnlichen Taten, wenn auch begangen am Menschen, sehr viel mehr Erfahrung als er selbst, Jakob Lustiger.

Pavlic wies dann stets darauf hin, dass er weder Hunde noch Pferde mochte und dass er, Jakob Lustiger, ihn bitte mit weiteren Anfragen verschonen solle. Jakob Lustiger konterte hier stets mit dem Hinweis, er, Pavlic, sei ein viel besserer Mensch als er es selbst von sich meine, und wenn er, Jakob Lustiger, nur weiter insistiere, werde er ihm doch noch irgendwann helfen.

Die Zeitschrift für Jazziges hatte Pavlic ausgelesen, saß nun an seinem Schreib-tisch und musste wohl oder übel eine Akte lesen – so er denn nicht vor Lan-geweile einschlafen wollte.

Seine Mimik verriet nach kurzer Zeit des Lesens mehr Interesse als allein das, nicht einzuschlafen. Irgendetwas schien seine Neugierde geweckt zu haben. Er nahm die Füße vom Tisch, schaute fast erwartungsvoll auf seinen Schreibtisch, blickte dann zu seinen Kollegen hinüber und sagte mit für einen Montagmor-

gen sehr wacher Stimme: „Ich bin aus dem Haus. Ich besuche einen Zeugen in einem alten Mordfall. Er arbeitet jetzt in einem Krankenhaus hier in der Umgebung.“

„Ich komme mit!“, sagte Schluwa von seinem geliebten PC aufblickend.

„Ich brauche Sie nicht!“

„Aber ich brauche etwas frische Luft. Und einer der wenigen wirklich krüppelgerechten Aufenthaltsorte ist ein Krankenhaus – Fahrstuhl, abgesenkte Schwellen und so weiter. Nur in einem richtigen Krankenhaus liebt man den Körper wirklich – sei er nun noch lebendig und krank oder aber tot und mehr oder weniger gesund!“

„Das mag so sein, aber ich lege keinen Wert auf Ihre Mitarbeit!“

„Sie sind krüppelfeindlich eingestellt!“

„Quatsch!“

„Ich werde mich beim Krüppelbeauftragten über Sie beschweren!“, sagte Schluwa grinsend.

Pavlic war das vollkommen egal, aber Schluwa war solch eine Beschwerde durchaus zuzutrauen – und sei es nur, um der Langeweile zu entkommen. Pavlic würde im Fall einer Beschwerde sicher einen Bericht schreiben müssen – wozu er aber nun überhaupt keine Lust hatte.

„Los, machen Sie sich startklar. Wir treffen uns am Laster!“

Schluwa griff nach dem Joystick, die Kollegen sprangen aus dem Weg und der tatsächlich erste gemeinsame Außeneinsatz der Leute vom Archiv hatte begonnen.